

(Nachdruck verboten.)

21) Joseph Coney.

Roman von John Law. Aus dem Englischen von F. Cassierer.

Es war zwar schon dunkel geworden, aber doch konnte man noch erkennen, wie eine dunkle funkelnde Linie sich langsam der Schutzmannskette näherte. Zehn Minuten später hatten Soldaten den Square umschlossen und hielten da mit aufgeflossenen Bajonetten.

Das Publikum hatte mit seinem Rischen aufgehört, da es die militärischen Manöver erst abwarten wollte, und stand dichtgedrängt auf dem Straßenpflaster, da es für die Pferde und die darauf stehenden, mit Federbüschen geschmückten Männer Platz gemacht hatte. Jetzt begann das Rischen von neuem, und die Schutzleute, denen durch das Militär Hilfe geworden war, stürzten mit ihren Knüppeln und Säufen auf das Publikum los, und die berittene Leibgarde hieb mit um so größerer Wut ein, weil sie wußte, daß die Infanterie ihre Bewegungen beobachtete.

Bei diesen Zusammenstößen wurden viele verwundet, und während eines derselben stießen mehrere Männer, die einem Omnibus ausweichen wollten, Jos gegen einen Schutzmann. Dieser gab ihm einen so heftigen Schlag, daß er zu Boden stürzte, und rief ihm dann zu:

„Steh' auf, Du Schuft, oder ich sper' Dich ein.“

Im Laufe des Nachmittags hatten sehr viele Verhaftungen stattgefunden, und soeben war sogar ein Mitglied des Parlaments nach der Wache gebracht worden, man hätte also glauben können, daß diesen jungen Mann, der immer noch sein Auge mit dem Taschentuche verbunden trug, niemand beachtet haben würde. Als Jos aber wieder auf seinen Beinen stand und unter dem Publikum ein allgemeiner „Pui“ - Ruf laut wurde, packten ihn zwei Schutzleute und schleppten ihn, bevor er zum Bewußtsein kam, was mit ihm vorging, nach der Polizeiwache in Bow Street. „Pui, pui!“ rief ihn Jos. „Was hat er denn gethan?“ „Ich hab's gesehen, wie der Schutzmann ihn gestoßen und geschlagen hat,“ rief es aus der Menge.

Ohne sich jedoch an diese Rufe irgendwie zu kehren, rannten die Schutzleute mit Jos zur nächsten Polizeiwache, wo man ihn mit der Beschuldigung, einen Ihrer Majestät Beamten beleidigt zu haben, unter Anklage stellte.

Mit drei anderen zusammen, die schon einen Tag vorher wegen Betrunktheit verhaftet worden waren, wurde Jos in eine Zelle gesperrt. Es bedarf der Feder eines Pöls, um diesen Ort nach Gebühr zu schildern. Innen stand eine lange Bank, auf der bereits ein sinnlos Betrunkener saß, und als Jos von dem Gefangenen-Aufscher hineingeführt wurde, stolperte er über einen Kerl, der so betrunken war, daß er ganz bewußtlos wie ein Stück Holz auf dem Boden lag.

„Sie sind hier in guter Gesellschaft,“ sagte der Gefangenen-Aufscher zu ihm. „Da ist eben auch ein Parlamentsmitglied hierher gebracht worden. Ein Befehl ist gekommen, daß unter keinen Umständen Bürgschaft für ihn angenommen werden soll. Ich glaube, er kommt hier in die Zelle nebenan. . . Haben Sie dem Geld, um sich Abendbrot holen zu lassen? Nein, dann können Sie eine Tasse Kaffee mit Brot bekommen, sobald wir Zeit haben, es Ihnen hierher zu schicken. Ich will Ihnen eine Matraze holen.“

Er entfernte sich, und Jos hatte Zeit nachzudenken über das, was vorgefallen war und sich darüber den Kopf zu zerbrechen, wieso und durch wen ein Beamter Ihrer Majestät „beleidigt“ worden sein sollte.

„Ich hab' ihm nichts gethan,“ sagte Jos zu sich. „Ich möchte doch wissen, weshalb sie mich hier eingesperrt haben.“

Jeder Engländer besitzt ein stark ausgeprägtes Gerechtigkeitsgefühl, und selbst ein solch unbedeutender, schwacher Mann, wie es Jos Coney war, wußte, was es heißt, unschuldig verhaftet zu werden.

Was hatte er denn gethan? Wieso hatte er den Schutzmann beleidigt?

So fragte er sich während der ganzen langen, finsternen Nacht, und immer verzweifelter wurde er in seinen Gedanken. Eine schreckliche Luft war in der Zelle, die keinen Ausweg fand, da die eiserne Thür fest verschlossen war. Schlaf konnte

er nicht finden, und so lag er eine Stunde nach der anderen wach und hörte das Schnarchen der Betrunknen, die ihren Rausch ausschließen.

Erst um 11 Uhr des nächsten Vormittags fand sein Verhör statt. Zum Frühstück war ihm eine Tasse Kaffee mit einem Stück Brot gebracht worden. Dann mußte er mit anderen Gefangenen zusammen in einem Zimmer warten, bis er als „der Nächste“ angerufen wurde.

Er folgte dann einem Schutzmann in den Gerichtssaal und mußte hier in der Anklagebank Platz nehmen. Der Saal war mit Zuschauern gedrängt voll, denn viele hatten den Wunsch, der Verhandlung gegen das Parlamentsmitglied und die bekannten Socialisten, welche wegen „Beleidigung“ der Polizei verhaftet worden waren, beizuwohnen.

„Ew. Gnaden,“ begann Schutzmann Nr. . . . zu dem Richter gewendet, „als ich auf dem Trafalgar Square stand . . .“ Plötzlich hielt er inne und sah den Angeklagten an.

Mit niedergeschlagenen Augen und ganz verzweifeltem Gesicht stand Jos da.

Schutzmann Nr. . . . fuhr in seiner Aussage fort und zeigte auf eine Schramme in seinem Gesicht, die, wie er sagte, von einem Schläge, den ihm der Angeklagte auf seinem Transport zur Polizeiwache versetzt habe, herrühre.

„Angeklagter, was haben Sie hierauf zu erwidern?“ fragte der Richter Jos.

„Es ist nicht wahr,“ rief Jos, ohne ihn anzusehen. „Es ist nicht wahr.“

„Ist ein Zeuge anwesend, der zu Gunsten des Angeklagten aussagen kann?“ fragte der Richter weiter.

„Ja“ rief eine Stimme aus den letzten Bänken des Zuhörerraumes. Und das Eichlächchen trat vor und begab sich in die Zeugenbank.

„Sie sollen hier vor Gericht die Wahrheit aussagen, die ganze Wahrheit und nichts weiter als die Wahrheit. So wahr mir Gott helfe.“

Das Eichlächchen küßte nach englischem Brauch die Bibel, und im Saale wurde es so still, daß man eine Stecknadel hätte zur Erde fallen hören können.

Sie wartete erst nicht, bis sie gefragt wurde, sondern begann sofort zu erzählen. Ihre großen Augen auf Schutzmann Nr. . . . richtend, der unter einem Dutzend anderer Polizisten auf der ersten Bank saß, erhob sie ihre Hand und mit einer Stimme, der man den verhaltenen Zorn anmerken konnte, erzählte sie in vorwurfsvollem Tone:

„Sie haben ihn zu Boden geworfen, ja wohl, Sie! Sie haben ihn hingeworfen, und dabei hatte er ihnen gar nichts gethan. Sie sind ja ein ganz schlechter Mensch, Sie sind ein verfl. Lügner, ja der größte Lügner, der jemals gelebt hat. Sie wollten ihn todschlagen, und ich glaube schon, er wäre tot. Ach, Jos, sie werden Dich einsperren, und ich werde Dich nie mehr sehen, und Du hast doch gar nichts gethan!“

Dann beugte sie sich vorn über die Zeugenbank und verhüllte ihr Gesicht mit ihrer schmutzigen Schürze. Man konnte sie weinen hören.

„Was hat sie gesagt?“ fragte der alte Richter und hielt die Hand ans Ohr, denn er war sehr schwerhörig.

„Sie sagte, Schutzmann N. . . . ist ein verfl. . . . Lügner, Ew. Gnaden.“

Der Angeklagte wurde zu zwei Schilling sechs Pence Geldstrafe oder vier Tage Gefängnis verurteilt.

In Begleitung des Gefangenaufsehers verließ Jos den Gerichtssaal, hinter ihnen ging das „Eichlächchen“. Als sie in das Zimmer kamen, in dem die Geldstrafen gezahlt werden, zog sie ein schmutziges Taschentuch aus der Tasche, und in Kupfermünzen zählte sie zwei Schillinge auf, zu denen sie noch ein silbernes Sechspence Stück legte. Der Beamte, der das Geld in Empfang nahm, warf ihr einen so sonderbaren Blick zu, als ob er fragen wollte: „Woher hast Du das Geld?“

Und das „Eichlächchen“ erwiderte seinen Blick und sagte: „Selbst wenn ich das Geld gestohlen hätte, ginge es Sie auch nichts an.“

Mit Jos zusammen verließ sie die Polizeiwache. Jos sprach kein Wort, und als sie an einem Schnapsladen vorbei kamen, blieb er stehen.

„Hast Du noch Geld?“ fragte er.
 „Ach, Jos,“ antwortete sie ihm, „komm' lieber mit nach Hause und geh' nicht hier hinein.“

„Hast Du noch Geld?“ wiederholte er seine Frage.
 Langsam band sie ihr schmutziges Taschentuch auf. Dann wandte sie sich ab. Sie hatte ihm ihren letzten Penny gegeben.

XVI.

Am Abend des im vorigen Kapitel geschilderten Tages wurde die Thür zu Onkel Cohns kleinem Laden heftig aufgestoßen und Polly trat ein. Sie nahm einem großen Spiegel gegenüber Platz, legte ihren Hut ab und begann ihr Haar auszuflechten. Als nun ihr goldenes Haar über ihre Schultern fiel, stützte sie ihre Arme auf die Marmorplatte des Spiegels, legte ihren Kopf hinein und betrachtete sich im Spiegel. „Es ist ja gar kein Zweifel mehr, daß William Ford um mich anhalten wird,“ sagte sie seufzend. „Wie schade doch, daß Jos kein Methodist ist.“

„Zu wem sprichst Du denn?“ fragte Onkel Cohn, der eben in den Laden trat.

„Zu mir selbst“, antwortete Polly. „Ich bin soeben aus der „Klasse“ gekommen und dachte bei mir, ich könnte einmal herein springen und mir das Haar schneiden lassen.“

Onkel Cohn brachte einen großen Frisiermantel, den er Polly umhing. Dann holte er aus einem Schränkchen zwei seiner besten Bürsten herbei, sodann ergriff er einen Kamm, mit dem er das Haar am Scheitel teilte; zärtlich ließ er die goldenen Flechten durch die Finger gleiten.

„Wer soll das sein?“ fragte Polly, indem sie auf Gladstones Porträt deutete. „Ich bin zwar schon oft hier gewesen, es ist mir aber noch nie eingefallen, darnach zu fragen. Wer soll das sein?“

„Mr. Gladstone,“ antwortete Onkel Cohn.

„Und wer ist Mr. Gladstone“, fragte Polly weiter.

„Das ist ein Genie,“ entgegnete Onkel Cohn, „wenigstens haben vor kurzen die Zeitungen so geschrieben.“

„Was ist das, ein Genie?“ wünschte Polly weiter zu wissen.

„Siebes Kind, das kann ich Dir nicht sagen,“ meinte Onkel Cohn. „Ich weiß nur, daß die Zeitungen ihn so nennen, auch heißen sie ihn den „Großen alten Mann“ und geben ihm eine Menge anderer Namen, die aber weiter nichts bedeuten.“

„Hör' mit dem Bürsten auf,“ unterbrach ihn Polly. „Ich möchte mir lieber die Enden abschneiden lassen.“

Onkel Cohn nahm eine Schere aus seiner Tasche, zögerte aber.

„Es ist eine Sünde, die Haare abzuschneiden,“ meinte Onkel Cohn.

„Dann serge sie doch ab,“ bemerkte Polly.

„Absengen!“ rief Onkel Cohn entsetzt. „Absengen!“

„Mach' rasch,“ rief Polly. „Ich muß nach Hause. Laß mich nicht noch länger warten.“

Der Laden war sehr klein. Außer den beiden, dem Spiegel gegenüber stehenden Stühlen befand sich kein Mobiliar darin. Eine Thür führte nach der Straße, eine andere in ein Zimmer, in dem Onkel Cohn schlief, sich sein Essen kochte und alle seine geschäftlichen und häuslichen Obliegenheiten verrichtete. Außer ihm selbst hatte bisher noch niemand dieses Zimmer betreten. Noch Keiner sonst war in sein Zimmer seit dem Tage eingedrungen, an dem er den Laden bezogen hatte, und nicht früher sollte jemand in dasselbe hineinkommen, als bis „die Totenwache“ an seinem Bette sitzen würde. Er ließ den Kamm durch Pollys Haar gleiten, aber kaum hatte er zu schneiden begonnen, als er die Schere wieder fortlegte. Er steckte die Schere wieder in die Tasche und bürstete recht behutsam das Haar, und zwar mit langen, gleichen Strichen, vom Scheitel nach unten. Dann flocht er es in Zöpfe.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Gewebter Federpelz.

Auf dem Wege der Plüschfabrikation hat man es bis heute fertig gebracht, fast alle natürlichen Bekleidungsmitel unserer Tierwelt, die Felle oder Pelze nachzuahmen. Schon die ähulere Erscheinung des Plüsches, seine mit aufrechtstehenden Fadenabschnitten besetzte Oberfläche veranlaßt, besonders bei richtiger Wahl eines glattfaserigen Wollmaterials (Mohair oder Seide) ganz von selbst zum Vergleich mit einem tierischen Pelz. Durch geeignete Vorbereitung der Mohairplüschfellen ist man heute im Stande, fast alle Felle mit gekräuseltem Haardede nachzuahmen;

das verbreitetste Produkt dieser Art ist das zu Kinderbarett und Jäckchen verwendete Lamskin, das aus weicher, baumwollener Grundfelle und Stammgarn- oder Streichgarn-Plüschfelle hergestellt wird. Eine ähnliche Ware ist das aus gedrehtem, starkem Mohair mit einem leichten Untergrund hergestellte, feingelockte Lammfell; selbst das Fell der Angoraziege, deren langes, seidenweiches, glänzendes Haar uns das Material zu dem Mohairgarn liefert, hat man als Plüschgewebe ziemlich täuschend zu imitieren verstanden.

Eine weit größere Rolle als diese Pelze mit gekräuseltem Haar spielen die zweifarbigen Bälge der kleinen Raubtiere wie Marder, Iltis, Zobel, Nerz usw. Alle diese Tiere haben eine Haarbekleidung, welche am Grunde dunkler ist als an der Spitze, ja sogar zwischen Sommer und Winter einen ziemlich auffälligen Farbenwechsel zeigen; es kommt bei der Nachahmung in Plüsch bei diesen Pelzen weniger auf das Material, als auf die Färbung an. Bei den Fortschritten, welche indessen unsere Farbenchemie in den letzten Jahrzehnten gemacht hat, konnte auch dieser Umstand keine unüberwindliche Klust sein, so daß man heute thatächlich alle diese Pelze in tadelloser Ausführung aus hochflorigen Plüsch herstellt.

War es einmal gelungen, die natürliche Bekleidung unserer behaarten Tierwelt nachzuahmen, so war von hier bis zu den gefiederten Bewohnern der Erde nur ein kleiner Schritt. Schon aus weichen, mit schwacher Drehung präpariertem Mohair hat man eine Ware gefertigt, welche einem Dammenpelz nicht ganz unähnlich sieht; man nannte diese Ware deshalb auch Federplüsch. Bald kamen erfindungsreiche Köpfe auch darauf, die natürlichen Federn zu größeren Flächen zusammenzusetzen, und aus dieser Idee hat sich dann im Laufe der Jahre eine ziemlich lebhaft entwickelte; alle möglichen Federn, die vordem kein Mensch beachtet hatte, die von dem Schlachtgefliigel als wertlos weggeworfen wurden, hatten auf einmal Wert bekommen, ja man legte sogar Geflügelzüchtereien lediglich der Federn wegen an; sogar der Haushahn war seines Schmuckes nicht mehr sicher.

Die ersten Versuche, Federn in einer plüschähnlichen Anordnung auf dem Grundgewebe zu befestigen, waren noch etwas unbeholfen; man fand jedoch bald in den Chenillewaren ein ausgezeichnetes Vorbild; die hier aus Wollfäden-Abstrichen hergestellten Raupenschüsse ließen sich schließlich auch aus Federn herstellen, so daß man ähnliche Waren aus Federchenille bekam. Von den Federn, welche nach ihrer Breite genau sortiert wurden, schnitt man Riele und Spitzen soweit ab, daß alle eine möglichst gleichmäßige Breite bekamen. Diese Federn wurden dann mit Zwirn zusammengeknüpft und zwar derart, daß stets zwei Federn aufeinandergesetzt und mit Zwirn verbunden waren. Der auf diese Weise entstandene Federfaden wurde auf einer gewöhnlichen Nähmaschine so nahe am Stiel gestiept, daß man beim Abschneiden desselben nur mit der Schere noch durchkommen konnte. Dieses Steppen wurde, um die Fasern recht fest in den Zwirn einzubinden, gewöhnlich zweimal ausgeführt. Nachdem dann der Stiel sorgfältig herausgeschnitten war, entstand der zum Einweben bestimmte Federschuß, der behufs Erzielung einer größeren Haltbarkeit noch auf einem Schnurrad festangedreht wurde. Das eigentliche Weben gestaltete sich nun genau, wie bei Chenillewaren; die Raupen wurden aufgespult und als Schuß in ein Fach mit möglichst wenig Oberfäden eingetragen, zwischen diesen nach oben etwas herausgelämmt und durch mehrere Grundschüsse am eigentlichen Gewebe festgehoben.

Der so hergestellte Ware war freilich eine gewisse Eleganz nicht abzuspüren, sie wurde jedoch verhältnismäßig zu teuer, und die Konkurrenz sah sich nach billigeren Arbeitsmethoden um. Man ließ das Steppen der Federn fallen und ordnete stattdessen diese nur in einer längeren Reihe zwischen einer Klemmvorrichtung an, vermittelst welcher sie in das offene Fach eingetragen wurden. Ein darauffolgender Schuß nahm die Federn bis an den Fachwinkel mit und durch Vertiefungen der Kettsfäden wurde ihnen dann die Möglichkeit genommen, sich wieder von ihrem Standorte zu entfernen. In ähnlicher Weise bediente man sich anstatt der Klemmvorrichtung auch einer mit Nadeln besetzten Holzschiene; es waren dann an jedem Stuhl außer dem Weber noch mehrere Mädchen beschäftigt, die Auflegerinnen, welche die gerissenen Feder mit dem noch an ihnen hängenden Kiestreifen auf der Kante der Schiene entlang hinter die Nadeln legten. Nachdem eine solche vollgelegte Schiene durch das Fach gesteckt war, wurden die Federn mit einer Bürste von den Nadeln abgeblüht und vorn gegen den letzten Schuß geschoben; das Festschlagen geschah dann ebenso wie vorher.

Da diese Ware zumeist nur als Besatz Verwendung findet, so wurden diesem entsprechende Streifen in der Breite des Stuhles gewebt. In neuerer Zeit hat man jedoch die Herstellung solcher Querstreifen eingestellt und fabriziert lieber Längsstreifen. Dadurch wird die Arbeitsmethode eine wesentlich einfachere. Auf ganz schmalen Stühlen wird eine Kette für einen 5 bis 6 Centimeter breiten Streifen aufgebracht; in das aufgetretene Fach werden dann jedesmal fünf oder sechs gerissene Federn gelegt und einige Schüsse darauf geschlagen, und auf diese Weise wird gleichmäßig fortgefahren. Da das Geschirr nur zweifach ist und durch Fußhemel regiert werden kann, so ist dasselbe auch ohne besondere Kenntnisse der Weberei zu handhaben. Die langgewebten Streifen haben außerdem den Vorteil, daß auch an den Seitenlängten Federn nach auswärts ragen, der Federpelz also bedeutend breiter ist, als das eigentliche Grundgewebe; bei quergewebten Streifen war dies nicht zu erreichen, außerdem mußten noch freie Geweberänder erst nach unten vernäht werden.

Wie die Mode sich im allgemeinen mit einfachen Sachen nicht lange begnügt, so waren auch hier die aus gleichen einfarbigen Federn gewebten Streifen für die Dauer nicht ausreichend, ja selbst die Zusammenstellung verschieden gewachsener und auch verschieden gefärbter Federn genügt dem wechselnden Modegeschmack nicht; man fand auch Methoden, den Federn durch Präparation ein anderes Aussehen zu geben. Als erste Stufe ist hier das Sträufeln der Federn zu erwähnen, welches, wie das Dreimen der Haare, mit angewärmten und womöglich auch noch mit besonders geformten Eisen ausgeführt wurde. Hauptsächlich waren es die geschwungenen Hahnenfedern, welche diesem Prozeß unterworfen und dann in gewissen Abständen oder Stellungen in den glatten Federgrund eingewebt wurden. Diese lose präparierten Hahnenfedern verloren indessen schon häufig während des Bearbeitens im Webprozeß die ihnen künstlich beigebrachte Wirkung. Nach einem neueren Verfahren umgibt man dies dadurch, daß die verwebten Hahnenfedern erst in den fertigen Besäzen gebrannt oder gekreppelt werden. Zu diesem Zwecke werden dieselben büschelweise entweder zwischen Stoff oder Papierblätter gelegt, und diese zu Papierbüscheln vereinigten Federn alsdann zwischen zwei Stüd entsprechend gewärmten, gemusterten Platten gepreßt. Alsdann bleiben die so geformten Federn zwischen diesen Stoff- oder Papierflächen so lange liegen, bis dieser nunmehr fertige Besatz verarbeitet resp. verandt werden soll. Es ist ferner dadurch möglich, eventuell später fehlerhaft gewordene Stellen jederzeit im Gewebebesatz, auch wenn derselbe schon durch das Tragen im Effekt verloren hat, vollständig von neuem zu mustern.

Breitere Streifen dieser Art, besonders aus langen Daunenfedern, hat man auch auf einer Einlage von Watte oder sonstigem weichen Material nach zusammengeknüpft und so die beliebigen Pelzboas aus Federn hergestellt. In neuerer Zeit werden solche Boas auch geknüpft anstatt gewebt; es besteht bei diesen dann die sogenannte Seele nur aus zwei starken Schnüren. Man giebt dieser Herstellungsweise durch Knüpfen insofern den Vorzug, als sie ohne irgend welche Arbeitsinstrumente ausführbar ist. Es sind dabei zwei Frauen oder Mädchen beschäftigt; die eine macht aus den zwei Schnüren eine Schleife, als ob man einen Knoten bilden will, während die andere inzwischen mehrere passende Federn zusammenlegt und dann mit der Spitze in die Schlinge steckt; zieht hierauf die erstere die Schlinge zu, so entsteht ein richtiger Knoten, welcher die Federstiele umschließt und festhält. Werden lange Federn verarbeitet, wie Hahnenfedern, so bekommt eine solche Boa schon einen Durchmesser von 10 Centimeter; bei kürzerem Material oder guten Daunen werden zwei bis drei solcher Boas zu einem Stüd zusammengewunden.

Erwähnenswert, wenngleich eigentlich nicht mehr zur Weberei gehörig, ist noch die Herstellungsweise der Pelzbesätze und der so massenhaft auf Hüften getragenen Flügel durch Kleben. Bei ersteren werden passende Federn zwischen je zwei Pappstreifen geklemmt, die Stiele unten so abgeschritten, daß aus der Klemme noch ein kleines Stüd herausragt und diese einzelnen Pappstreifen dann nebeneinander auf ein mit aufgelöstem Hautschül bestrichenes Gewebe gepreßt. Die freistehenden Federstümmel kleben fest an das Gewebe an und geben nach Entfernung der Pappstreifen eine dichte Decke. Zu den Flügeln hat man runde Drahtflügel hergestellt, die mit Watte umkleidet sind und so die Knochen des eigentlichen Flügels markieren. Diese Flügel werden auf ein Pappmodell gelegt, welche die Linien des Flügels angiebt, und diesem entsprechend werden zunächst die starken Federn, nachdem die Riele in Hautschül getaucht sind, aufgeklebt und nach dem Trocknen wird der untere Teil auf dieselbe Weise mit kleineren Federn belegt, so daß diese geklebten Flügel den natürlichen ziemlich ähnlich sehen. — Gustav Straßl

Kleines Feuilleton.

gk. Deformierte Schädel im heutigen Rußland. Noch heute ist es bei verschiedenen Völkern des russischen Reiches üblich, die Form des Schädels der Kinder künstlich zu verändern. Ueber die Methoden dieser künstlichen Schädeldeformation berichtet Professor Stieda in dem soeben erschienenen „Archiv für Anthropologie“ auf Grund von Mitteilungen des russischen Anthropologen Potrowski. Eine Deformation des kindlichen Schädels wird gegenwärtig noch im Kaukasus, Weizrußland, Rußisch-Lappland und auch in Polen ausgeübt. In Tiflis und Kartalinien setzt man dem Neugeborenen ein kleines, mit Watte gefülltes Köppchen auf, das Stirn, Scheitel und Hinterkopf des Kindes eng umschließt. Es wird am Kopfe mittels eines etwa 6 Centimeter breiten Bandes befestigt, dessen Enden zusammengebunden werden. Im Kreis Gori des Gouvernements Tiflis haben alle Völkstämme den Gebrauch, den neugeborenen Kindern den Kopf fest zusammenzuschürren. Das geschieht durch eine Binde, die rund um den Kopf geht und besonders das Stirnbein eindrückt, damit es flach wird. Man findet deshalb dort selten eine gewölbte Stirn bei Kindern und Erwachsenen; die Stirn ist immer flach. Zum Binden braucht man baumwollene Bänder von 0,70 bis 1,40 Meter Länge und 4/5 Centimeter Breite. Es werden beim Umlegen um Kopf, Stirn und Hinterhaupt so fest angezogen, daß nach ihrer Entfernung ein Eindruck bemerkbar ist. Auch im Kreise Kagalzyl wird den Neugeborenen der Kopf zusammengeknüpft. Man setzt ihnen ein wattiertes helmartiges

Köppchen auf, das mit Bändern versehen ist. Mit diesen wird der Kopf so umwickelt, daß Stirn und Hinterhaupt zusammengedrückt werden. Der Schädel kann sich infolgedessen nur in vertikaler Richtung entwickeln, und der Kopf nimmt die Form einer Melone an. Die Offizien schnüren den Kopf der Neugeborenen mittels eines Leuges fest zu. Fast alle Offizien haben daher auch flache Stirnen. Die Griechen, die in Jaska im Gouvernement Tiflis wohnen, schnüren ihren Kindern die Köpfe mit einem baumwollenen Lappen und einem Leuch fest zusammen. Dabei werden die Schädel vor allem seitlich eingedrückt. Ähnlich verfahren die Armentier des Kreises Scherisso-Delages im Gouvernement Erivan und die andern Völkstämme im Kaukasus. Sehr bemerkenswert ist es, daß auch die im Kaukasus verbreiteten Wiegen und der Gebrauch, die Kinder lange in der Wiege liegen zu lassen, die Gestalt des Schädels verändern können. Das Kind, das in einer solchen Wiege liegt, wird in der Rückenlage in der Wiege befestigt. Dabei liegt der Hinterkopf fest und wird stets abgeflacht. Ähnliche Gebräuche sind bei vielen asiatischen Völkern zu finden. In einigen Kreisen des Gouvernements Nadom in Polen verläßt die Hebamme zuerst, dem Kopfe des Kindes mit der Hand eine andere Form zu geben. Gelingt ihr das nicht nach ihrem Wunsche, so legt sie einen Verband an. Dieser besteht aus Flach, der mit etwas Eiweiß angefeuchtet um den Kopf geschlungen, und mit zwei Tüchern bedeckt und am Kopfe befestigt wird. In Weizrußland wird der Verband nur den Kindern angelegt, deren Kopf der Hebamme nicht regelrecht geformt scheint. Unter den Lappen wird der Gebrauch nur von einigen Familien und Geschlechtern ausgeübt. Jedesmal, ehe das Kind gebadet wird, setzt man ihm ein eng anschließendes helmartiges Mützchen auf. Die hinten befestigten langen Bänder werden vorn an der Stirn zusammengeknüpft. Mit dieser Kappe wird das Kind gebadet, damit das Badewasser nicht in den Kopf eindringe. Nach Beendigung des Bades wird die Kappe abgenommen und eine andere Binde angelegt, die in der Mitte breit und an den beiden Enden zugespitzt ist. Durch diese Binde soll der Kopf klein und rund werden. Die Kinder tragen den Verband sechs Monate, nur beim Baden wird er durch die Kappe ersetzt. —

Musik.

Das weit und breit waltende Bedürfnis nach einer Litteratur, die das Musikverständnis erleichtert, kann durch ungeeignete Wahl leicht schlimmer daran sein, als wenn es gar nicht befriedigt wird. Die „Opern-Abende“ von Max Kalbed („Beiträge zur Geschichte und Kritik der Oper. Mit 16 Vollbildern in Autotypie.“ Erster Band: Deutsche Opern. Zweiter Band: Ausländische Opern. Berlin, „Harmonie“) sehen sowohl für jenen gemeinnützigen Zweck als für den einer Leistung auf musikalisch-historischem Gebiete sehr verführerisch aus. Wer nun die Gegenstände, um die es sich hier handelt, einigermaßen gut kennt und gern verschiedene mehr oder weniger geistreiche Ansichten darüber hört, wird in dieser Sammlung musikalischer Tagesberichte mit Interesse blättern, auch wenn er manche Namen, wie etwa die der Franzosen Lalo und Chabrier (von Deutschen gar nicht zu reden), darin vermisst. Nur verlange er von diesem Drüberwegsprechen über Dinge, die einer ganz andern Behandlung bedürfen, nicht mehr. Hat man sich dieses Urteil nach der Lektüre einiger Kapitel gebildet, so findet man es, wo immer man blättern mag, bestätigt und zwar auch, bevor man auf des Verfassers Behandlung der Wagnerischen Kunst stößt. Zur Probe seiner Deut- und Schreibweise diene der Satz über „Tristan und Isolde“: „Anstatt dem durch einen Liebestrank um seine Sinne gebrachten Paare seine ursprüngliche Vernunft wieder zu geben und auf solche Weise eine tragiische Schuld zu begründen, die weder von einem weltlichen, noch sittlichen Gericht in Abrede gestellt werden könnte, bestärkt er die beiden „Verbrecher aus verlorenener Bestimmung“ noch in ihrem wahnwitzigen Kaufe und reicht ihnen die Dosis in doppelter Stärke.“ Von dem Seemannslied heißt es: „Man schämt sich in die Seele des deutschen Volkes hinein, wenn man dieses zur Seetrunkheit reizende Matrosenlied hört.“ Und als ob niemals Schubert seine gemüthlichen Tonartwechsel gemacht hätte, heißt es: „Wer es nicht als Barbarei empfindet, wenn er den A-dur-Dreiklang ohne Vermittlung hart neben den As-dur-Accord anschlagen hört (Todesmotiv), erfrennt sich eines Ohrenpaares, um das wir den Besizer nicht beneiden.“ —

sz.

Völkerverkunde.

— Ueber die sonderbaren Heiratsgebräuche der Eingeborenen auf den Philippinen weiß ein englisches Blatt Interessantes zu berichten. Der junge Mann, der sich zu verheiraten gedenkt, muß zuerst die Eltern seiner Braut zu gewinnen suchen. Dann muß er auf einem öffentlichen Plage mit dem Mädchen einen Wettlauf beginnen und ihr so lange nachlaufen, bis er sie in seinen Armen anfängt. Sie darf sich losmachen und erklärt sich nicht früher als seine Braut, bis er sie mehrere Male gefangen hat. Dann kann er sie im Triumph zum Hause ihrer Eltern führen. Auf zwei Leitern, die außerhalb des Hauses angebracht sind und zur Wohnung der Brauteltern führen, müssen Bräutigam und Braut in die Wohnung steigen. Der Bräutigam wird vom Brautvater ins Zimmer gezogen, die Braut von ihrer Mutter. Dann müssen die beiden niederknien und der Vater gießt aus einer Kokosnußschale Wasser über sie. Ihre Köpfe werden hierauf an einander geschlagen und die Feierlichkeit ist beendet. Ihre Flitterwochen verbringen die Neuemählten tief drinnen im Gebirge und für fünf Tage und ebenso viele Nächte sind sie für alle Welt verschwunden. Nach dieser

Zeit Lehren sie wieder zu ihrer täglichen Beschäftigung zurück. Manchmal wird die Feierlichkeit so durchgeführt, daß Bräutigam und Braut statt der Weitem zwei eng neben einander wachsende, ganz junge Bäume besteigen. Die Schöplinge werden hierauf von einem älteren Mitglied der Familie so lange gegen einander gebogen, bis die Köpfe des jungen Paares sich berühren. Die Berührung der Köpfe macht die Verlobten zu Mann und Weib. —

Gesundheitspflege.

— Ueber die Erhaltung und Pflege der Zähne schreibt die „Köln. Volkszeitung“: Bekanntlich wird der Grund zur Bildung sämtlicher Zähne (nicht bloß der frühe wegfallenden Milch- oder Kinderzähne) schon lange vor der Geburt des jungen Weltbürgers gelegt. Hierbei rät in seinen Schriften über Zahnpflege den Müttern den fortgesetzten Gemisch von phosphorreichem Kalk in der Nahrung an (etwa zu jeder Mahlzeit eine Messerspitze voll). Dasselbe Mittel ist unbedingt zur Fortentwicklung einer soliden Zahnmasse nötig, wo stillende Mütter oder ihre Vertreterinnen wenig ausdauernde Zähne aufweisen, oder sonstwie blutarm oder schwächlich sind. Wird ein Kind mit der Flasche gestillt, so kann auch voreerst seiner flüssigen, später seiner festeren Nahrung ebenfalls noch eine winzige Dosis phosphorreichen Kalkes beige mischt werden. Erfolgt der Durchbruch der ersten Zähne nicht in normaler Weise, so braucht die Mutter nicht übermäßig zu werden, sie darf aber auch nicht allzu sorglos sein. Langsames Erscheinen der Milchzähne soll ein gutes Zeichen für die kräftige Bildung des Kiefers sein; imerhin dürfen schwer zahnende Kinder nicht allzu lange einem krankhaft schmerzenden Zustande des Zahnens überlassen werden, so daß ihre Gesundheit darunter leidet. Deshalb bringt eine vorsichtige Mutter ihr unter heftigen Zahnwehen leidendes Kind rechtzeitig zum Arzte, der durch einen leichten Querschnitt des Zahnfleischs gewöhnlich sämtlichen Nebeln des kleinen Patienten abhelfen kann. Die glücklich emporgewachsenen Kinderzähne bedürfen, gleich jenen der Erwachsenen, der täglichen Reinigung. Die Zahnbürste für die Kleinen muß sehr weich sein; sie soll aber gleich anfangs von denselben auch richtig gebraucht werden. Nicht quer durch den Mund, sondern vom Zahnfleisch ausgehend nach der Krone hin, müssen die Zähne gereinigt werden, wenn anders der Mundschleim entfernt und der ganze Zahn gründlich gereinigt werden soll. Zudem soll man nicht bloß die Krone, sondern ebenso notwendig auch die Innenseite beider Zahnreihen bürteln, so daß von Jugend an eine vollständige Reinigung des Gefäßes zur wohlthätigen Gewohnheit wird. Wo die Zähne sehr gedrängt stehen, kann ein Haben oder ein weißer Zahnstocher (aus Holz, nicht aus Metall) allfällige Zwischenräume beseitigen, welche die Bürste nicht erreicht. Beim Zahnwechsel der Kinder, der je nach deren Befinden früher oder später erfolgt, soll man sich vor einer vorzeitigen Entzerrung der Milchzähne hüten, die sehr leicht den bleibenden Zähnen schaden könnte. Schiefgewachsene Zweitähne sollen sehr oft Folge des verfrühten Entehens der ersten sein. Das erste Konservierungsmittel für gute Zähne besteht in deren genauer Heimerhaltung. Die notwendigste Reinigung unseres Kauapparates hat, gleich wie bei einem anderen Gebrauchsgegenstande, immer nach dessen Anwendung, also nach dem Genuße von größeren Mahlzeiten zu geschehen. Abends, vor dem Schlafengehen, ist gründliche Reinigung der Zähne unerlässlich. Sie ist sogar dringender geboten als des Morgens, wo, sofern am Abend die gründliche Reinigung erfolgt war, einfaches Ausspülen des Mundes und Gurgeln des Halses mit frischem Wasser zur Hygiene des Mundes genügt. Wer antiseptisch reinigen will, bediene sich eines köchlichen von übermanganäurem Kalk, das, in Wasser aufgelöst, das richtigste Mundwasser bildet. Zur Erfrischung des Zahnfleischs kann man noch ein paar Tropfen reinen Alkohol beifügen, wobei echter Rum oder Pfefferminz das angenehmste ist. Als Zahnpulver soll, nach ärztlicher Angabe, der Gebrauch von löslichen Magnesia, mit pulverisierter Kalkwurzel gemischt, sehr empfehlenswert sein. Inbesseren ist jedes echt alkalische Pulver gut für den Gebrauch, wonach man den Mund mit einer der oben genannten Lösungen nachspült. Gut rein gehaltene Zähne können übrigens der Nachhilfe des Zahnpulvers entbehren. Leicht blutendes Zahnfleisch wird durch wiederholtes Nachspülen mit einer alkoholhaltigen Lösung bald fester, wobei man jedoch das Anwenden einer nicht sehr scharfen Zahnbürste durchaus nicht unterlassen darf. Die kleinste Beschädigung eines Zahnes erfordert dessen ärztliche Behandlung; nur so entgeht man der Qual verdorbener Zähne und ihrer Nachwehen. Die so viel gefährdete Beschädigung des Zahnfüllens existiert nur für solche, welche die kariöse Stelle bis zum Kern eindringen lassen, ehe sie Abhilfe suchen. —

Aus dem Pflanzenleben.

— Innere Pilzwurzeln bei Coniferen. Im Frühjahr 1893 wurden F. Kobbé und L. Giltner von Kellner auf knolligenartige Anschwellungen an den Wurzeln der Podocarpus-Arten (ostasiatischer Coniferen) aufmerksam gemacht. Es wurde dabei an eine ähnliche ernährnde Masse von Pilzen wie der in den Wurzelknöllchen unserer Erleu und Leguminosen gedacht. Beobachtungen an Dresdener Exemplaren von Podocarpus chinensis ergaben aber nicht Bakterien oder Pilze als Bewohner der in zwei Längsreihen stehender, die Stelle fehlender Seitenwurzeln einnehmenden Knöllchen, sondern große Mycelien von Sumpfpilzen, deren Fäden die Wurzeln des Baumes in ihrer

gesamten Länge durchwachsen und von ihnen in die Seitenwurzeln eindringen, wo sie sich vielfach zwischen und in den Zellen anhäufen. Es waren also innere Pilzwurzelbildungen von hoher Entwicklung, welche den Pflanzen die Fähigkeit sichern, den freien Stickstoff der Luft für sich zu verwerthen. Die genannten Forscher überzeugten sich hiervon durch den Versuch, indem sie zwei solcher Coniferen, nach Befreiung ihrer Wurzeln von anhängenden Erdtheilchen, in absolut stickstoff- und humusfreien Quarzsand, dem auf den Liter 1,25 Gramm dreibasisch phosphorsaures Calcium, 0,125 Gramm Chlorcalcium, 0,1 Gramm schwefelsaures Magnesium und 0,1 Gramm Monocalciumphosphat beige mischt waren, einpflanzten. Seit nunmehr fünf Jahren wachsen die beiden Podocarpus-Pflanzen in dem stickstoff- und humusfreien Sande durchaus normal und mindestens ebenso kräftig, wie ein gleich altes in humusreicher Gartenerde belassenes Kontroll-exemplar. Dieser Versuch nötigt zu einer von der älteren französischen verschiedenen Auffassung der Pilzwurzelthätigkeit. Da nach Franks Beobachtungen der äußere Wurzelpilz der Buchen absterbt, wenn man diese Pflanzen aus humusreicher Erde in Sand verjetzt, so hatte er geschlossen, die Thätigkeit der Pilze bestehe darin, daß sie sowohl Wasser und unorganische Nährstoffe, wie die organischen Stoffe des Humus und hauptsächlich den Humusstickstoff aufnehmen und direkt den Zellen der Baumwurzeln mittheilen. Die neuen Beobachtungen leiteten Kobbé und Giltner zu einer entgegengegesetzten Auffassung der Thätigkeit dieser inneren Mycorrhizen. Wie die Knöllchen der Leguminosen und Erleu in stickstoffreichen Medien besonders groß werden und die in ihnen lebenden Organismen zu außerordentlicher Vermehrung gelangen, so sind unverleimbar bei unseren Versuchspflanzen die Knöllchen reichlicher mit Mycel erfüllt, als bei solchen, die in fruchtbarer Erde wachsen. Auch zeigt das Mycel in den Knöllchen viel mehr Neigung zur Ausbildung von Fortpflanzungsorganen. — (Prometheus.)

Humoristisches.

— Unerhört. Erster Radler: „Wo ist denn hier das Wirtshaus?“
Bauer: „In unserm Weiler giebt's keines!“
Zweiter Radler: „Frei, gib 'mal die Landkarte her! Das Neß radieren wir raus!“ —
— Schön gesagt. Er (nach einer heftigen Scene zur Frau): „Was hab' ich mir nicht die zwanzig Jahre für Mühe gegeben, Ordnung hinein zu kriegen in die Wirtschaft und die Wahrscheinlichkeit zur Grundlage des Familienlebens zu machen. Alles vergebens! Na, an die Heirat werde ich denken!“ —
— Ein gutes Geschäft. Herr: „Ihr Schirmgeschäft scheint ja zu florieren?“
Schirmhändler: „O ja, ich habe mir Professoren zu Kunden, die kaufen die Schirme, zahlen den Preis hierfür und lassen sie gleich wieder stehen!“ —

Notizen.

— Adolf Wilbrandts dramatische Dichtung in drei Akten „Die Toten leben“ ist vom Berliner Schauspielhause zur Auführung angenommen. —
— Ein plattdeutscher Gesangverein hat sich vor kurzem in Kiel gebildet; er zählte gleich bei der Gründung 200 Mitglieder. Es ist dies der erste Versuch, der plattdeutschen Poesie auch in der Musikpflege breiteren Boden zu verschaffen. —
— Das erste Denkmal für Johannes Brahms in Deutschland wird am 7. Oktober in Reiningen enthüllt. Es ist ein Werk des Bildhauers Hildebrand in Dresden. —
— Eine Geschichte des deutschen Zeitungswezens von Ludwig Salomon wird demnächst erscheinen. —
— Die Pariser Romane werden teurer. Statt für 2,75 Frs. werden die Sortimenter vom 1. Oktober an den Band für 3 Frs. verkauft. Die Bände tragen bekanntlich den Vermerk 3,50 Francs als Ladenpreis aufgedruckt, und die deutschen Sortimenter überlegen dies Schrantweg mit 3,50 Mark! —
— In der „komischen Oper“ zu Paris mußten die Proben zur Oper „Louise“ unterbrochen werden, da der Komponist (Charpentier) trotz vielfacher Anfragen und wiederholten Drängens noch nicht die Partitur fertig geliefert hat. —
— In Warschau ist, wie dem „B. V. C.“ gemeldet wird, eine Philharmonie, nach dem Muster der Berliner Philharmonie und des Leipziger Gewandhauses, in der Bildung begriffen. Eine Aktiengesellschaft mit einem Anlagekapital von 1 1/2 Millionen Mark ist zu diesem Zweck gebildet. Das Orchester wird von Nikisch und dem Warschauer Director Myharske geschaffen werden. Zur Direktion der symphonischen Konzerte werden außer den polnischen Dirigenten Nikisch, Weingartner, Colonne, Richard Strauß, Siegfried Wagner, Wolf, Mahler etc. eingeladen werden. —
— Die elektrische Lokomotive in Japan. Eine amerikanische Firma hat kürzlich zwei elektrische Lokomotiven an die japanische Regierung geliefert, die zur Verwendung in Stein- und Kohlenbergwerken bestimmt sind. —